

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

DAS BUCH

Nach dem Tod ihres Mannes verlassen das Starlett Lorna und ihre sechsjährige Tochter Jessie Ende der Dreißiger überstürzt Hollywood. Ihre Reise führt sie in den Nordwesten Kanadas und nach Alaska. Ausgestattet mit einer mysteriösen Karte, einem Gewehr und dem gestohlenen Geld von Jessies verstorbenem Vater stellen sich Mutter und Tochter der Wildnis und Lornas geheimnisvoller Vergangenheit. Zum Glück treffen sie auf Kaska, eine Gwich'in, die ihr Überleben in der rauen Natur sichert. Doch was verbirgt Lorna, die bei jeder Station der Reise einen neuen Namen annimmt? Und warum ist ihnen das FBI auf den Fersen?

»Der große Nordwesten« ist eine fesselnde Geschichte über zwei Frauen auf der Suche nach Identität und über Nordamerika und seine Legenden: die der First Nations, Goldsucher, Kopfgeldjäger und Trapper, der Western und Abenteuerromane.

DIE AUTORIN

Anne-Marie Garat, geboren 1946 in Bordeaux, ist Schriftstellerin und Dozentin für Film und Fotografie. Ihre Romane sind von hoher literarischer Kraft und voller scharfsinniger Gesellschaftsbeobachtungen. Für ihr reichhaltiges Werk wurde sie mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet, darunter dem Femina-Preis. 2019 erhielt sie für »Der große Nordwesten« den deutsch-französischen Franz-Hessel-Preis.

DIE ÜBERSETZERIN

Alexandra Baisch arbeitet seit über zehn Jahren als Übersetzerin u. a. aus dem Französischen. Sie hat bereits zahlreiche Autorinnen und Autoren ins Deutsche übertragen, darunter den Bestseller-Autor Bernard Minier, Elizabeth Buchan und Anne Garréta.

ANNE-MARIE GARAT

Der große Nordwesten

ROMAN

Aus dem Französischen von
Alexandra Baisch

GOYA

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Le Grand Nord-Ouest« bei Actes Sud, Arles.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.goyaverlag.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Verlag GOYA dazu entschieden,
keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher zu verwenden.



Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen
Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der französischen
Botschaft in Berlin.



Verlag GOYA

1. Auflage 2021

© 2021 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Hanna Wienberg unter Verwendung von Bildmaterial
von Jeff McGraw/Shutterstock.com und canicula/stock.adobe.com

Satz: Greiner & Reichel, Köln

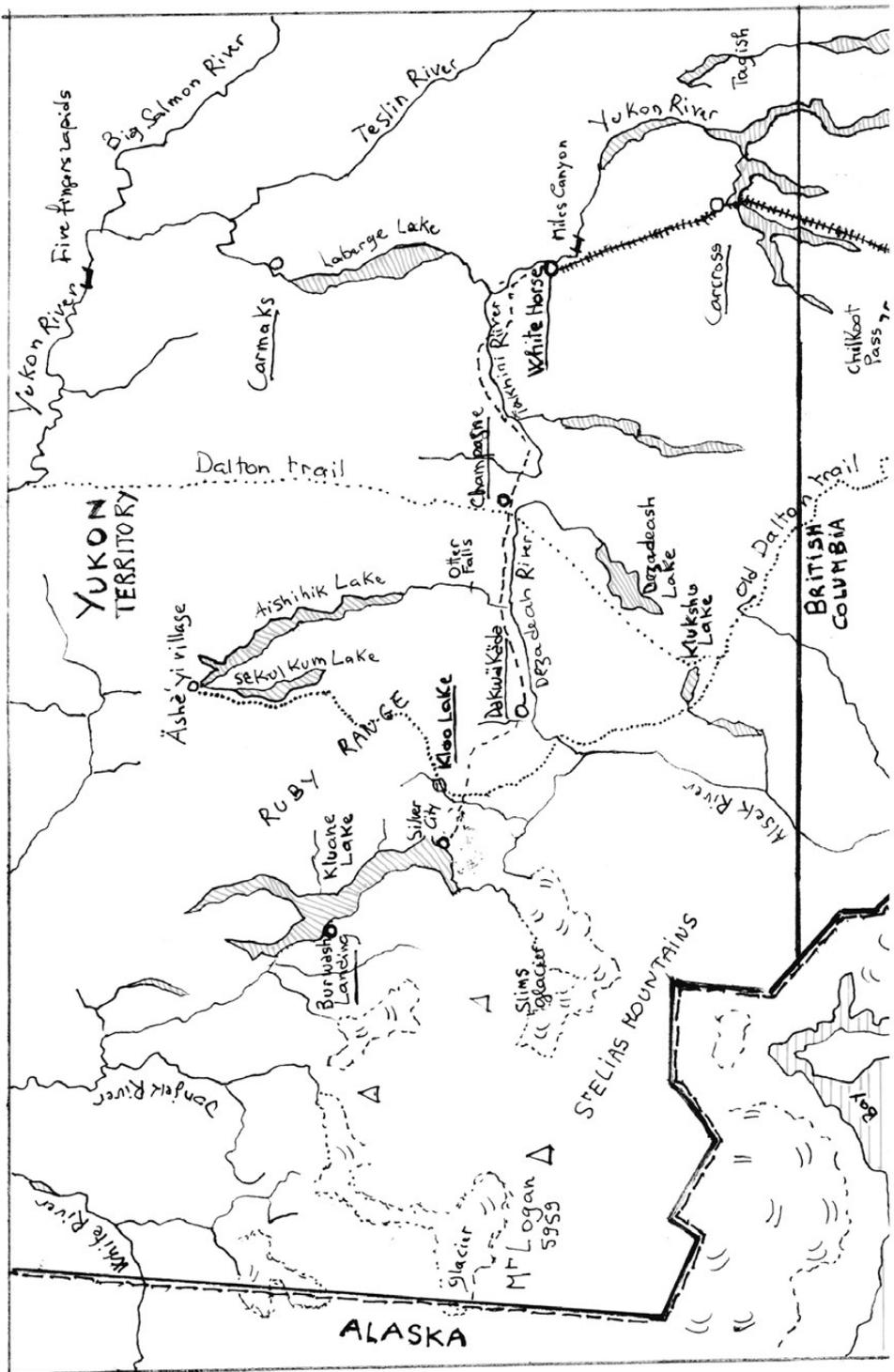
Gesetzt aus der Utopia

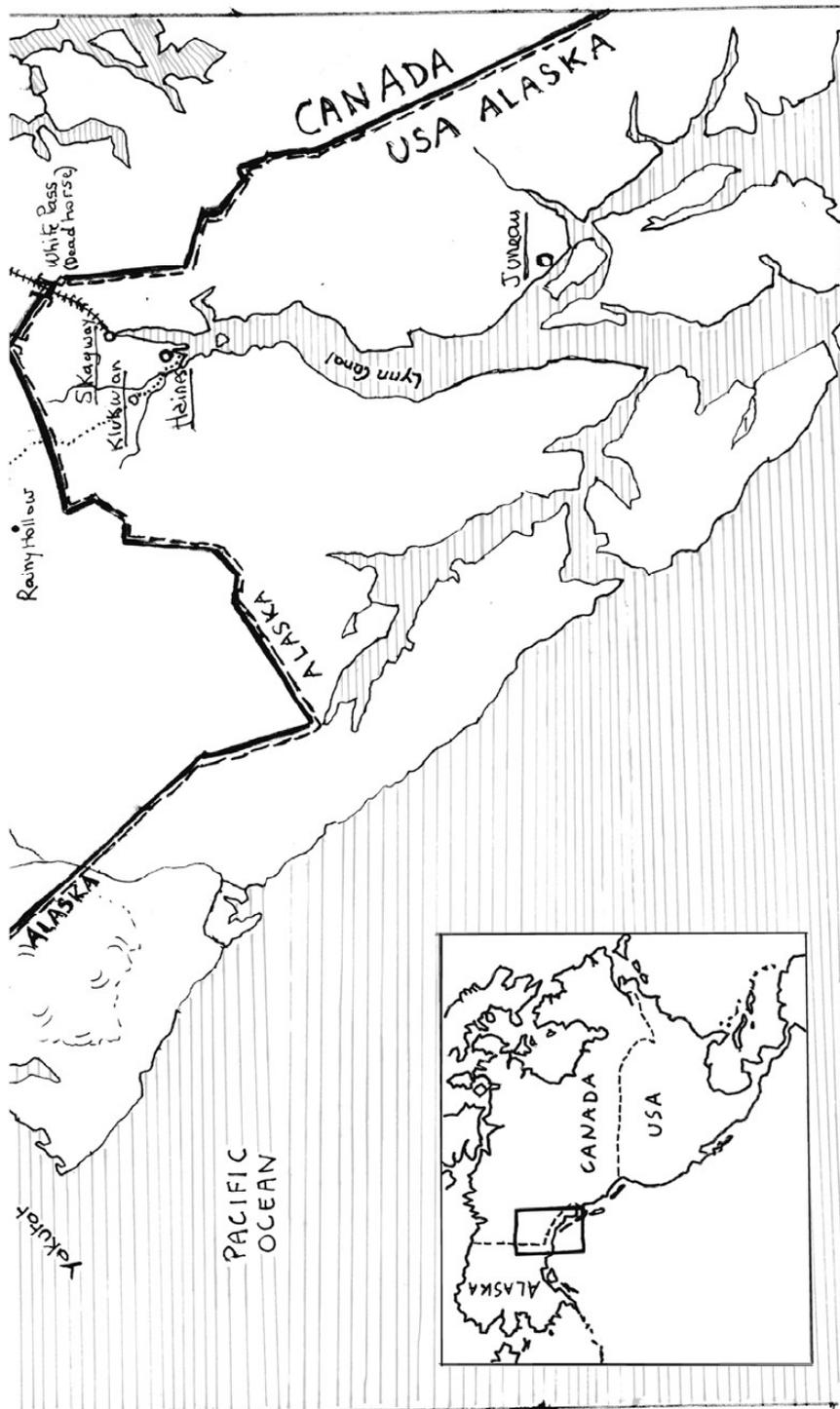
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8337-4281-1

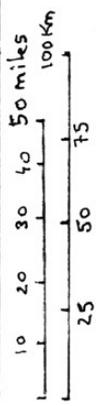
Hah Yah Oo thay
Shàdhël nigha
kwädür





CANADA
USA

+++++ railway - chemin de fer
 --- wagon-road - chemin de roulage
 trail - piste



»Als meine Mutter beschloss, sich in den großen Nordwesten aufzumachen, an den Ort ihrer Träume, war die Zeit der Trapper und Goldsucher längst vorbei. Stahlbrücken führten über die reißenden Flüsse, riesige Schwimmbagger von Bergbauunternehmen weideten auch noch den kleinsten Flusslauf aus, überall standen Lachsfabriken, Schnapsbrennereien und Tankstellen. In der schönen Jahreszeit rumpelten Autos und Lastwagen über die Straßen von Yukon und Alaska und kleine private Wasserflugzeuge flogen von See zu See. Es gab Boote mit Außenbordmotor, Telefonzellen von AT&T, im Radio liefen Werbespots, und wann immer einem der Sinn danach stand, aß man Orangen aus Kalifornien. Das war nun wirklich nicht mehr das entlegene Land, nach dem sie suchte. Und doch hatte sie es gefunden! Was beweist, wie recht meine Mutter damit hatte, noch an ihre Träume zu glauben, obwohl sie schon vierunddreißig war.

Ich war gerade mal sechs Jahre alt, saß auf dem Beifahrersitz ihres Dodge-Pick-ups, bei dem der Lack abplatzte und der rampo- nierter und verbeulter als ein Kampfpanzer war, doch sie machte als Pionierin in Jeanslatzhose und Karohemd eine gute Figur hinter dem Steuer, neben sich die Winchester, die hochkant an der Gangschaltung lehnte.

›Auf ins Abenteuer!«, rief sie beim Verlassen von Haines, einem

kleinen Ort in Alaska, als wären wir nicht schon seit zwei Monaten unterwegs.

Zwei Monate zuvor hatte ich auf der Rückbank des mit Zigarrenrauch gefüllten Cadillacs rittlings auf dem kräftigen Oberschenkel meines Vaters gesessen, hinter uns eine endlose Schlange von Limousinen, und gemeinsam waren wir unterwegs zu meinem phänomenalen Geburtstagspicknick am Strand von Santa Monica. Die Lieferwagen des erlesenen Partyservices waren bereits dorthin vorgefahren, um die Häppchen in die auf dem Strand errichteten Zirkuszelte zu tragen, die voller Papageien und Büscheläffchen in Käfigen, Palmen in Pflanzkübeln, riesigen Kakteen und Klettermasten waren. Die amerikanische Flagge wehte in der Meeresbrise vor dem wolkenverhangenen Himmel. Es gab eine Jazzband, schwarze Musiker, die mit dick aufgeblasenen Backen Posaune und Klarinette spielten, und weiße Bikini-Girls, die ihre Beine in die Höhe warfen und Luftballons und Tauben fliegen ließen. Um Mitternacht tummelten sich zweihundert angesäuselte Pärchen auf der Tanzfläche. Berauscht von dem Feuerwerk, den Strudeln und Wirbeln der aufsteigenden Raketen und den bengalischen Fackeln, rannten manche nackt und laut kreischend in die Wellen, während andere mit ihren Autos durch die Brandung rasten und wetteiferten, wer die größte Fontäne aufspritzen ließ.

›Das war aber ein verdammt schöner sechster Geburtstag, sagte meine Mutter.

Ich schlief in ihre Nerzstola eingerollt mit Tic und Toc, den beiden Pudeln, und dem Windhund Aston hinter einem Zelt, als jemand am frühen Morgen eine an Land gespülte, aufgedunsene Qualle entdeckte. Mein Vater wurde bäuchlings an den Füßen über den Strand gezogen, wie man Autowracks am Kühlergrill aus dem Wasser zieht, und hinterließ dabei eine lange Schleifspur im Sand. Mit weit aufgerissenen Augen, so erzählt es meine Mutter, hätten sich die letzten Gäste nach vorn gedrängt, um zu sehen,

wie Journalisten die Leiche des berühmten und beneideten Kino-Magnaten im Blitzlichtgewitter ablichteten. Das Foto von ihm als gestrandete Qualle wurde in allen regionalen und nationalen Zeitungen in der Rubrik *Stars und Sternchen – Klatsch und Tratsch* veröffentlicht.

Wir haben von diesem Herausfischen nichts mitbekommen. Später, als wir bereits in der Hütte von Kloo Lake wohnten, erzählte meine Mutter Kaska, dass sie die Hunde und mich in den Cadillac gepackt habe, während sich die versoffene Gesellschaft an dem Spektakel ergötzte, und in der Dämmerung jenes rosaroten Morgens, im Gold der Dünen und dem zarten Blau des Ozeans in unsere Villa gefahren sei, einen Palast in Brentwood, L.A., errichtet aus den Steinen eines schottischen Gutshauses und einer mexikanischen Missionsstation, die auf Kosten meines Vaters beziehungsweise seiner Bank in unsere Breiten versetzt worden waren, und dessen Reichtum, Prunk und Opulenz alle anderen in den Schatten stellte. Dort hatte er seine Sammlungen signierter Fotos betörender Frauen, verchromter Jukeboxen und Luxuskarossen angehäuft und seine kleinen Geheimnisse unter Verschluss gehalten, die für Lorna del Rio, seine Ehefrau, jedoch keinerlei Geheimnis bargen. In nur einer Stunde habe sie das Allernötigste zusammengesucht, die Hunde der Obhut der schluchzenden Miss Plunkett überlassen und mich, die ich noch immer schlief, wieder in den Cadillac gepackt – Kurs Richtung großer Nordwesten, zum Ort ihrer Träume, wo ich, im Alter von sechs Jahren, erst zu Fuchsnase geworden bin, dann zu Die ihre Zähne gibt. Mit sieben nannte man mich Njyah, was so viel heißt wie ›Lang und dünn‹ – und das ist mir geblieben.

Nenn mich Njyah, Bud.

Mit meinen sechs Jahren wusste ich vieles noch nicht, dennoch ahnte ich bereits, dass mein Vater, lange bevor er einen auf Qualle gemacht hatte, ein richtig dicker Wal gewesen sein musste, als er

der ausgefuchstesten Schurkin der Westküste ins Netz ging. Auf den Fotos aus ihrer Anfangszeit in Hollywood hätte man sie für ein naives Pin-up-Girl aus einem Werbespot halten können: ein Fahrge- stell à la Betty Boop, das Strahlelächeln von Schneewittchen, ab- solut hinreißend von vorne und von hinten. Was für ein Anblick, wenn sie sich affektiert schmollend mit schelmischem Blick unter den falschen Wimpern als die aus Mexiko stammende Lorna del Rio auf Satinkissen räkelte oder als texanisches Cowgirl mit bloßen Schenkeln, ein Lasso in der Hand, im Fotostudio über den Zaun eines Rodeorings stieg.

Als käufliches Luxusprodukt war sie den Starlets haushoch überlegen, die mit Zigarettenspitze zwischen den Lippen lasziv an den Bars von vornehmen Hotels lehnten, sich auf dem Sunset Boulevard prostituierten oder mit Produzenten, Drehbuchautoren, Tonmännern und selbst dem unbedeutendsten Bühnenarbeiter oder Kolumnisten herumhurten, nur um die kleine Rolle ihres Le- bens zu ergattern. Lorna del Rios Naturell hingegen verbot es ihr, sich mit einer solchen Statistenrolle zu begnügen. Mit ihrem aus- gezeichneten Geschäftssinn und ihren Kurven wusste sie, wie man einen dicken Fisch an den Haken bekam, denn ihr Gehirn war eine Rechenmaschine und ihre Moral war so dehnbar wie Kaugummi. Das wiederum schloss Gefühle nicht aus, davon hatte sie genug für zwei. Ein phänomenal sentimentales Herz, das sie großzügig verschenkte, sofern das Geld in der Kasse stimmte.

Oswald wiederum war ein wahrer Krösus, als er zur Glanzzeit seines Imperiums, das er nur knapp vor der Weltwirtschaftskri- se hatte erretten können, auf diese Künstlerin traf, die nicht nur ein Parfüm mit einer Gardenien-Note, sondern auch der Ruch der Freibeuterin umwehte. Sie war die perfekte Partnerin für ihn, und so schmückte er sich mit ihr als dem kostbarsten Juwel seiner Sammlung, ließ sie ihre Nase in seine Tresore stecken und die Mafiosi mit den zurückgegelten Haaren im Auge behalten, die ihm etwas zu dicht auf die Pelle rückten. Keine ungefährliche Auf-

gabe, aber Lorna del Rio wusste, wie sie mit diesen verfluchten Italienern umspringen musste, von denen Oswald sagte, dass deren Colts die Hosen stärker ausbeulten als das, womit die Natur sie ausgestattet habe. Verführt von ihrem feurigen Temperament, heiratete er sie unverzüglich und machte sie voller Begeisterung zu meiner Mutter. Unangefochten und ohne jeden Skrupel herrschten die beiden Halunken über ihr Imperium, als mein Vater bei meiner Geburtstagsfeier am Strand von Santa Monica leider baden ging.

Da sich meiner Mutter nun endlich die Gelegenheit bot, ihren alten Kindheitstraum wahr werden zu lassen, beschloss sie, die weiteren Geschehnisse gar nicht erst abzuwarten, sondern die Segel zu setzen und unverzüglich ein neues Kapitel ihres Lebens zu beginnen, von dem die ersten Seiten bereits geschrieben waren. Aber das waren weiter nichts als Entwürfe.

›Weg damit, auf zum nächsten Kapitel‹, tönte sie, wenn sie in Kloo Lake vom Blues übermannt wurde und in den Winternächten, die sich in diesen Breitengraden endlos hinziehen, wieder einmal irgendwelchen Stuss von sich gab.

Obwohl ich die Fotos der Boulevardpresse vom Strand in Santa Monica nicht gesehen habe, ist es, als würde ich am Morgen nach meinem sechsten Geburtstag zusammen mit den Pudeln Tic und Toc und dem Windhund Aston selbst dort sitzen. Wohin sind die Feierlustigen, die Feuerwerkskörper, die Bikini-Girls und die Tauben verschwunden? Die Wellen schieben den Meeresschaum, Seegrasgirlanden und kleine Muscheln zu meinen Füßen heran, und ich grabe meine Zehen in den feuchten Sand. Die Düne ist im Morgennebel kaum zu erkennen, bald wird es hell, und dann taucht der gewölbte Himmel über dem lavendelfarbenen Meer vor meinen verschlafenen Augen auf. Vielleicht ist es auch der hellrosa Farbdruck mit den goldenen Dünen und dem blassblauen Meer des abgelaufenen Kalenders an der Wand in unserer Hütte, der die

Erinnerung in mir hervorruft, wie ich allein mit den Hunden über meinen ertrunkenen Vater wache. Die Kristalle kleiner Eisberge reiben in den Untiefen des riesigen Wasserbeckens aneinander, das unter dem weiten Himmel dröhnt und plätschert, in dem erfrorene Pottwale, Lachse und Orcas dahintreiben und in Begleitung von gefrorenen Seesternen und inmitten der ausgebleichten Knochen und Barten von Walen in der Tiefe dümpeln. Der kalifornische Sand ist verschwunden, doch ich sehe noch immer meinen auf dem Bauch liegenden Vater, seine Waden, seinen kahlen Schädel, das hochgerutschte Hemd, das seinen mondweißen, mit Gischt marmorierten Hintern entblößt, während ich ihm *poo-poo-pee-do, poo-poo-pee-doooo* vorsinge und der Wind leise seufzend den Refrain begleitet.

Um niemanden zu wecken, ersticke ich mein fiependes Schluchzen unter der Decke der Hudson's Bay Company, die unangenehm nach dem Fett von Kerzenfischen, Harz und Staub riecht. Obwohl es ein eisernes Bettgestell mit Matratze gibt, benutzt es niemand. Meine Mutter schläft auf dem Boden auf einer Unterlage aus Tannenreisig, ich auf dem untersten Regalboden der Anrichte, in der ich mich, wenn ich die Türen zuziehe, einschließen und wie in meine eigene kleine Hütte verkriechen kann. Eine kleine Hütte in der größeren, in der wir leben und die aus einem einzigen Zimmer besteht, das mit vergilbten Zeitungen voller Fliegendreck tapeziert ist und anstelle eines Fensters nur vier schmutzige Scheiben besitzt, durch die man nicht hinaussehen kann.

Kaska schläft im Schneidersitz auf dem einzigen Stuhl, den wir hier haben. Trotz ihres kaputten Beines zwingt sie sich dazu, während sie auf Hermans Rückkehr wartet. Bei ihr dort oben ist es deutlich wärmer als direkt auf dem Boden. So, wie diese verhutzelte Indianerin mit ihren Fledermausaugen und -fingern auf dem Stuhl sitzt, hätte man sie für eine Mumie halten können, aber von uns dreien hat sie es in Sachen Komfort am besten getroffen, sagt meine Mutter, die beim Packen nicht vorausschauend genug

gewesen war und Kaska nun um den schäbigen Bärenpelz beneidet, in den diese sich einwickelt, das Fell auf der Innenseite, sodass nur ein schwarzes Haarbüschel aus dem spröden, rissigen Lederkegel herausragt, der an eine Hütte aus morscher Birkenrinde erinnert. Derart eingehüllt kann Kaska sich besser warm halten als wir armen Bleichgesichter, deren Haut sich wie geronnene Milch zusammenzieht, sobald die Temperatur sich den null Grad nähert, was in Kloo Lake selbst im Sommer häufig vorkommt.

Meine Mutter und Kaska schlafen bereits im Halbdunkel unserer heruntergekommenen, von Spinnweben durchzogenen Blockhütte. Marode Abdeckplanen hängen zwischen den Balken, an denen Gerätschaften, verschlissene Kleidung, geräuchertes Fleisch und abgezogene Tierfelle baumeln, die Winchester hängt hinter der Tür. Ich trauere um meinen Vater, um seinen kräftigen Oberschenkel, wenn wir Hoppe hoppe Reiter spielten und er ›Hoppla, kleiner Quatschkopf, gleich geht's rund‹ rief, um den Zigarrenrauch und sein schallendes Lachen. Ich trauere um seine außergewöhnlichen Geschenke, um mein Zimmer mit der goldfarbenen Tapete, den Stofftieren und dem Aufziehspielzeug, um meinen Bauernhof mit den bunten Holztieren, meinen Zobelpelzmantel, selbst um Miss Plunkett trauere ich. Obwohl sie immer behauptete, bevor man sieben Jahre alt sei, besitze man weder Gehirn noch Seele oder Gefühle, vermisse ich sie hin und wieder, ihr Geschimpfe, ihre säuerlichen Fruchtbonbons, die Zwillingsspudeln und den Windhund Aston.

Ich schlucke meine leisen Schluchzer hinunter, vergrabe mich in die Decke, die einst weiß mit roten Streifen war, inzwischen jedoch abgenutzt, verwaschen und durchlöchert ist. In sie kuschele ich mich hinein und sauge am Etikett mit der Aufschrift *Old Oregon Trail*, das meinem Kummer durch das ständige Kauen und Saugen einen Geschmack von Lakritze verleiht, obgleich sich meine Erinnerung an den Prunk von Brentwood schon verflüchtigt und immer schwächer wird.

Überstürzt musste ich meine viel zu kurze Kindheit verlassen wie einen Hafen, dessen Kai aus den Augen des Reisenden verschwindet. Während der Wochen auf unveränderlichen, gleichförmigen Straßen, auf Schiffen mit immer gleich aussehendem Kielwasser und den Schotterwegen voller Schlaglöcher, die uns weiter in den großen Nordwesten führten, war die Zeit rasend schnell vergangen. Ich wachse, eigne mir Wissen an, doch es kann mir gar nicht schnell genug gehen, noch älter zu werden, so alt wie Kaska, die Mumie, wie meine waghalsige Mutter, genug vom *poo-poo-pee-doo!* ›Weg damit‹, wie Lorna del Rio immer sagt, ›auf zum nächsten Kapitel!‹

Doch jedes Mal, wenn ich das summe, erhebt sich mein Vater beim Refrain aus seinem nassen Leichentuch. Mit tropfendem Abendanzug, bleicher Stirn, der dicke Bauch mit Tang und grauem Meeresschaum bedeckt, richtet er sich am Strand von Santa Monica im Glanz der Morgendämmerung majestätisch auf wie Poseidon, der den wilden Wellen entsteigt und mir zuzwinkert, mich auffordert, näher zu kommen, als wollte er mir eines seiner *üblen* Geheimnisse verraten. Aber ich habe keine Angst vor seinem großen eisigen Leichnam, im Gegenteil: Im Lauf der Zeit ist er mir so vertraut geworden wie ein alter Kamerad, der auf irgendeinem Kai zurückgelassen wurde und mit dem ich nun durch Telepathie kommuniziere.

Inzwischen weiß ich nämlich mehr als er über die Widrigkeiten im Leben meiner Mutter, über die Abenteuer, die sie hatte bestehen müssen, ehe sie ein Auge auf ihn geworfen hatte, und über das, was wir nach seinem Ertrinken durchmachen mussten. Auch über seine Vergangenheit als Betrüger habe ich Dinge erfahren, die er mir nicht mehr selbst hatte sagen können, weil die Zeit dazu fehlte, und die er, mein schlitzohriger alter Papa, mir sicherlich auch nie anvertraut hätte, weil er mich kleines Persönchen dafür viel zu sehr vergöttert hatte.

Erfahren habe ich das alles von meiner Mutter, die an Tagen,

an denen sie niedergeschlagen ist, jedem x-Beliebigen, sprich, in dieser Einöde hier einzig Kaska, ganz nebenbei dem Hund und – ungewollt – auch mir, von ihren früheren und jüngsten Abenteuern erzählt. Sobald sie in Plauderstimmung ist, spitze ich die Ohren. Ich verstehe nicht alles, aber genug, um zu begreifen, dass sie im Lauf ihres Lebens schon so einiges mitgemacht hat: auf der Fahrt die Route 66 entlang und schon davor, auf der Überfahrt nach Amerika – treib weiter, immer weiter, großes Schiff, immer weiter –, oder davor, in einem längst vergessenen Garten irgendwo in der französischen Provinz, der sie aufwachsen und schöner werden sah. Meine Mutter kommt von weit her, und doch treibt es sie immer weiter, da muss ich wirklich ihr größtes Goldstück sein, dass sie mich auf ihre große Reise mitgenommen hat.

So sind wir in Kloo Lake gelandet, dieser verlorenen Ecke im hintersten Winkel von Yukon, ganz in der Nähe des Kluane Lake und des Mount Saint Elias, dessen verschneite Bergkämme manchmal im Nebel über dem Wasser auftauchen. Bei schönem Wetter sieht es so aus, als würde die Erde ihren Gletscherhut leicht anheben, um ihn in der Sonne schmelzen zu lassen. Der einzige befahrbare Weg der gesamten Gegend endet in einer Sackgasse in Silver City, am Ufer des großen eisblauen Sees, mit dem früheren Namen L'úan Män. Abgesehen davon gibt es nichts als undurchdringliche Wälder und alte Fußwege, Bären- oder Elchpfade, die über die Berge führen, und wir sind die Königinnen dieser Stille. Der unbedarfte Städter, der sich in diese Gegend verirrt, glaubt sich hier allein. Bevor ihm dämmert, dass er genau das nicht ist, steckt er auch schon in ernstesten Schwierigkeiten.

Trotz aller Begeisterung für ihren Kindheitstraum und, wie sie glaubte, bestens ausgestattet mit dem Allernötigsten, noch dazu der Winchester mit Munition, hätte sich meine Mutter allein nicht durchschlagen können, genauso wenig wie ich, hätten wir nicht aus einer Vorsehung heraus Kaska getroffen. Wir haben uns ihrer angenommen, oder sie hat uns erwählt, deshalb respektieren wir

ihr Recht, den einzigen Stuhl zum Schlafen zu besetzen, wo sie in ihr Bärenfell gehüllt dasitzt, der besten Überlebensausrüstung für diese Gegend, so verschlissen und mottenzerfressen es auch sein mag, während wir auf Hermans Rückkehr warten.«

Diese Stimme ist nicht die von Jessie.

Es ist die Stimme, die durch mich hörbar werden soll. Ich lasse mir diese Zeilen von ihrer Stimme diktieren, einer Stimme, die außer mir niemand hört und die nur in meinen Ohren widerhallt. Wie ein schalltoter Raum Geräusche von sehr geringer Frequenz in der paradoxen Stille seines Inneren verstärkt, höre ich, wie ihr Herz meines schlagen lässt, wie ihre Stimme durch mich spricht, ihre Worte an mein Ohr drängen, bis ich der Illusion erliege, dass sie hier ist, ganz nah, kein dem Eis entstiegener Geist, sondern ein fleischliches Wesen, das hinter mir steht, ihr warmer Mund an meinem Nacken, ihre Arme um meine Schultern geschlungen – ich bin nicht länger allein.

Manchmal ist dieser Eindruck so stark, dass ich mich umdrehe, doch da ist niemand. Jessie ist nur dann da, wenn ich im Schein meiner Schreibtischlampe auf den Tasten meiner tragbaren Remington tippe, Buchstabe für Buchstabe, Zeile für Zeile, was sie mir erzählte, als sie an jenem Abend im April 1954 bei mir hereinschneite.

Für mich war diese Geschichte schon längst abgeschlossen. Weiß der Himmel, ob ich davon ausging, ich würde sie wiedersehen, an diesem Tag oder überhaupt irgendwann. Ich hatte sie schlichtweg vergessen. Zumindest hatte ich das gedacht. Doch ich erkannte ihre Fuchsschnauze sofort wieder, ihre dunkelgrauen Augen, vor allem aber ihre roten Haare. Ähnliche hatte ich bislang nur bei Rita Hayworth gesehen – mit dem Unterschied, dass sie weder bei dem kleinen Mädchen damals noch bei der jungen Frau, die vor mir

stand, gefärbt waren. Trotz des burschikosen Haarschnitts, fast ein Bürstenhaarschnitt, wusste ich sofort, dass sie es war.

Dabei hätte unser Aufeinandertreffen fünfzehn Jahre zuvor kaum kürzer ausfallen können. Viel zu erleichtert, es ohne weitere Zwischenfälle hinter mich gebracht zu haben, steckte ich damals meine Belohnung ein und machte mich vom Acker, ohne mich zu erkundigen, was mit der jungen Jessie Campbell passieren würde, sobald sie zurück zu Hause im schicken Brentwood oder sonst wo wäre. Ich wollte möglichst rasch ein neues Kapitel aufschlagen und hatte andere Sorgen – weiß der Teufel, welche das waren.

Danach schraubte ich hier und da ein bisschen an Motoren herum, bis mich das Kriegslos traf, mit der Panzereinheit von der Landung am Juno Beach bis zu den Ardennen, zurück ging es auf der Bahre. Danach ein paar Jahre lang nichts, nicht notwendig, das lang und breit auszutreten.

Als Jessie bei mir aufschlug, lief es gerade wieder besser: Ich hatte mich endlich dazu durchgerungen, die Bruchbude meiner Mutter in Ottawa zu verkaufen und ihren letzten Hamster loszuwerden, ein hysterisches Vieh, das immer meine Klamotten anfraß. Ich war als selbstständiger Pilot für eine private Firma in Anchorage tätig, kurze Handelsverbindungen und Rundflüge mit den Touristen zu den Inseln, ein ausreichend lukrativer Job, um mir endlich meine heiß ersehnte Norseman kaufen zu können. Ein echtes Schnäppchen, diese Maschine aus den Restbeständen des kanadischen Militärs, die irgendwann mit einem Wasp Junior, einem Dreihundertdreißig-Kilowatt-Motor, aufgemotzt worden war. Zuverlässig bei meinen Alleinflügen, auch wenn die Perle der *flying jeeps* – daran ist nun einmal nichts zu rütteln – immer noch die Cessna ist.

Zwischen zwei Aufträgen lag ich auf der faulen Haut, keiner da, der mich genervt hätte, und auf einmal klopfte es an jenem Aprilabend, als es draußen langsam etwas wärmer wurde und der

Schnee zu schmelzen anfang, an meiner Tür. Um mich zu finden, musste sie sich durch den eisigen Schneematsch in dem Vorort von Anchorage gekämpft haben, wo ich mich vorübergehend niedergelassen hatte – weniger ein Vorort, sondern vielmehr ein großflächiges Gebiet mit Trailern, schäbigen Motels und Fertighäusern, dazu überall Autowracks und Sperrmüll unter einem Gewirr angezapfter elektrischer Leitungen. Die Bevölkerung der Stadt hatte sich seit dem Krieg vervierfacht, und der Immobilienmarkt hatte nicht mithalten können, außerdem hatte ich diese Form des Wohnens immer schon bevorzugt.

Obwohl ich drei Stufen über ihr stand, hatte ich den Eindruck, dass sie genauso groß war wie ich.

»Bud, du bist es«, sagte sie, ohne den leisesten Hauch von Unsicherheit, als hätten wir uns am Abend zuvor das letzte Mal gesehen.

Ich bejahte. »Und jede Wette, du bist Jessie.«

»Nenn mich Njyah.«

Njyah oder Jessie, das war mir egal. Erstaunlich war, dass sie gewachsen war, ohne dass sie sich verändert hatte. Es war wie bei Alice im Wunderland: Entweder hatte sich ihr kindlicher Körper einfach nur gestreckt, oder aber sie war mit sieben Jahren bereits eine kleinere Ausgabe der jungen Frau von heute gewesen. Trotz ihres Bürstenhaarschnitts und der zusätzlichen Jahre war sie noch immer das Mädchen, das ich kennengelernt hatte, mit dem ernstesten Blick, der dem der Erwachsenen ebenbürtig war, eine Mischung – sofern es das gibt – aus Gleichgültigkeit und Unverfrorenheit, Arglosigkeit und Ernst, gleichermaßen irritierend wie beglückend. Sie war weder das verstörte Wrack, das alle in ihr vermutet hatten, noch das verzogene Gör reicher Eltern, das sie doch einst gewesen war – zumindest soweit ich wusste.

Zu sehen, wie wenig sie sich seit damals verändert hatte, ließ mich mit einem Schlag älter werden. Dabei war ich relativ gut in Form – kein Gramm Fett, muskulös und sehnig, gute Augen –, wäre